

17]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

Das Schwerste.

Was ist das für ein seltsames, geheimnisvolles Leben und Regen in der todten Mühle? Wiltraud bleibt erschrocken unter der Thür stehen, als sie von ihrem traurigen Gang heimkommt. — Spukt es in dem verödeten Haus? Haben sich Bagabunden eingeschlichen, während es offen stand? Sie ist allein, schutzlos — was soll sie thun? Sie horcht. Es ist ein Flüstern und Raunen und Knistern im Gebälk, wie von vielen Tritten auf leisen Sohlen. Aber nur einen Augenblick zögert sie — was kann ihr noch kommen? Sie fürchtet nichts mehr! Dann tritt sie ein, harre ihrer, was da wolle. In der unteren Wohnstube brennt ein Feuer im Ofen und davor kauert ein Mann und wirft allerhand sonderbare Dinge hinein, deren ein großer Pack aufgehäuft nehmen ihm liegt. Masken, Felle, Fesen aller Art.

Wiltraud starrt das Blut in den Adern — Haberer! Ist sie denn heute ganz im Bann der unseligen Versehten? „Was giebt's da?“ fragt sie mit fester Stimme, — denn noch ist es ihr Haus und noch hat sie ihr Hausrecht zu wahren.

„Geh nur 'nauf in d' Kammer, da wirst's sehen!“ ist die kurze Antwort.

Wiltraud ahnt ein neues Verhängniß. Sie läuft die Treppe hinauf, nach der Kammer. Vor der Thür tritt ihr Gemming entgegen. Er ist bleich, und seine zerrissenen Kleider, sowie ein paar breite Schrammen im Gesicht zeigen die Spuren von den Kämpfen der Nacht. — „Gelt, Wiltraud, da bringen wir Ihnen was Schön's ins Haus?“ sagt er in seiner persiflirenden Weise, aber sein Ton ist anders als sonst.

„Um Gottes willen, Herr Gemming, wie seid Ihr zug'richt?“ ruft Wiltraud erschrocken, „da muß es ja graußig hergange sei!“

„Ach, die paar Kraker, die acht ich nicht. — Aber drin liegt einer, den hat's anders g'habt!“

„Wer?“

„Unser braver Habermeister, Sie kennen ihn ja —“

Wiltraud besinnt sich, schüttelt aber mit dem Kopf.

„Der bei Ihrem Vater seiner Leich' da war und ihm den Kranz aufs Grab g'legt hat — der, mit dem strengen Blick —“

„Ach, der? So, war dös der Habermeister? Ja, was ist denn dem g'schehen?“

„Einen Arm haben sie ihm abg'schossen, grad oben am Schultergelenk!“

„Jesus, was für Unglück!“

„Gelt?“ sagt Gemming. „Ja, um den ist's schab'! So a Prachtmensch, und so zug'richtet, daß man nit weiß, ob's nit a Gnad' und Barmherzigkeit wär, wenn man ihn noch vollends umbrächt!“

„Gottes willen, Herr Gemming, so was z' sagen!“

„Ja, ja, ich weiß schon, ich thu's auch nit. Aber ich sag' nur, ein Thier ließ man nit so lang leiden; eine Flieg', der die Flügel ausg'rissen sind, tritt man todt. Aber ein Mensch muß sich noch ein ganzes Leben als Krüppel 'rumschinden —“ er spuckt ingrinnig aus: „Psui Teufel, über die Weltordnung!“

„Aber, Herr Gemming, i bitt' Ihna, so müssen S' nit reden! — Sie meinen's doch nit so — 's ist nur, daß es g'schimpft ist!“

Gemming sieht sie verblüfft an. „Kannst recht haben! Aber weißt, 's Schimpfen hat auch was für sich. I mein' als amal, wenn man recht schimpft, hat der da droben doch ein Einsehen und giebt a bißl nach!“

„Mei, Herr Gemming, was habt's Des für n' Begriff! 's ist nur a Glück, daß unser Herrgott g'scheiter ist und 's Euch nit so anrechnet, wie's rauskommt! I denk mir halt, der kennt Euch schon!“

„Guck, Madl, Du bist vernünftiger, als alle die Studirten. Du thätst mir g'fallen!“

„Aber Ihr mir nit, Herr Gemming!“ sagte Wiltraud ruhig.

„Ja, ja, ich möcht' auch gar nicht, daß ich Dir g'fiel. Du wärst mir schon z' gut für so 'n Kerl, wie ich bin! I bin a 'brochene Existenz, a Scherben, in dem sich nit Ernst's mehr ansammeln kann. Du bist was Ganzes und kannst was Ganzes verlange! Aber g'fallen thust mir halt, dös darf man doch sag'n?“

„Ja, ja! Aber, Herr Gemming, Des redt's wieder nit G'scheit's! Was wird's mit dem Verwundeten? Was g'schieht denn?“

„Jetzt im Augenblick gar nit! Wir müssen auf 'n Doktor warten. 's ist einer ins Dorf hinein und holt ihn — auf sein Doktoreid, daß er nit verrathet, was er sieht und hört. Der alte Rugmeister ist gegangen, der macht's schon schlau. Die G'fahr für uns alle ist groß — aber die G'fahr für dem Habermeister sein Leben ist halt noch größer!“

„No seht's, da war's Euch doch nit so ernst mit dem Umbringen vorhin,“ sagt Wiltraud lächelnd. „Eure Reden sind alleweil schlechter, als Des selber!“

„Dös sehen aber 'd Leut' mit ein — das ist ja mein Unglück!“

„Da thät i halt schweigen an Eurer Stell!“ sagt Wiltraud mit ihrer gewohnten strengen Wahrhaftigkeit. Aber jetzt möcht' i nach dem armen Mann schauen, kann man 'nein?“

„Freilich — wir sind ja froh, wenn Du uns hilfst.“

Wiltraud tritt leise ein. Auf ihrem Bett ausgestreckt ruht der Habermeister, todtenblaß, mit geschlossenen Augen. Der rechte Arm liegt neben ihm wie ein fremdes Glied, mit umgekehrtem Handrücken — man sieht, daß er aus dem Gelenk ist. — Eine dunkle Blutspur an der Schulter zeigt den mangelhaften Verband. Einige Genossen, deren Masken soeben verbrannt worden, stehen herum. Wiltraud betrachtet ihn schmerzlich.

„Jesus, was a Jammer, der g'unde, feste Mann!“ aber rasch faßt sie sich und macht sich liebevoll am Bett des Bewußtlosen zu schaffen. Da giebt es hundert Dinge, die nur ein Weib sieht und versteht. Und die Männer schauen ihr bewundernd zu, wie sicher und wie zart sie den hilflosen Körper lagert und wie sie in der Schnelligkeit für alles sorgt.

„O lieber Gott, die arme Hand ist schon ganz kalt und abg'storben,“ sagt sie schauernd und sucht das leblose Glied in ihren Händen zu erwärmen.

„Da jammer schon am rechten Ort, besser hätt'n wir's gar nit treffen können!“ sagen die Haberer untereinander.

„Ja, wie seid's denn eigentlich da 'rein komma?“ fragt nun Wiltraud, die über das Unerwartete, was sie hier traf, das Nächstliegende vergessen hat.

„Im Dorf ist a Strafkompagnie eing'rückt. Da wären 'ma nirgends mehr sicher g'wesen und haben ihn aus 'ma Stadel, wo er g'legen hat, 'raus thun müß'n,“ erzählt einer der Männer.

Und der andere fährt fort: „Wir hab'n ihn halt bis ins nächste Ort tragen wollen — aber z'mal ist er so schwach worden, daß wir ihn nimmer weiter transportiren konnten. Da bist Du uns eing'fallen und wir haben denkt, Du nimmst 'n schon auf.“

„Ja, da habt's recht g'habt!“ sagt Wiltraud mit leuchtenden Augen, denn welche Wohlthat ist es für sie, die Vereinsamte, den eigenen Schmerz zu vergessen in der Pflege und Sorge für einen andern Armen und Hilfsbedürftigen.

„Wie wir da 'rauf kommen sind, war's Häußl offen und leer,“ spricht der Mann weiter. „Und da hab'n wir 'n halt derweil 'reing'legt!“

„Recht war's,“ nickt Wiltraud und reicht den Leuten die Hand zum Willkomm.

„Wir danken schön,“ sagen die Männer.

„Wie heißt denn der Mann?“ fragt Wiltraud.

Die Leute sehen sich verlegen an. „Weißt, dös darf niemand wissen, wer nit zu die Haberer g'hört. — Sei Haberernamen ist halt Pöschinger, und so darfst ihn Du auch heißen.“

Wiltraud nickt. „I versteh' schon, mehr brauchts nit.“

„'s ist lei Mistrauen,“ erklärt einer der Männer. „Aber“

schau, 's ist für Dich selber besser, wannst amal in a Untersuchung kämst und kunnst mit guatem G'wiss'n sag'n, daß D' 'n nit kennst."

"Freili, freili — was ma nit weiß, kann ma nit ver-rathen und kann ein'm niemand was anhaben!"

"So ist's" — sagen die Männer. Und also bleibt Tenner für Wiltraud der Pöschinger.

Gemming hat indessen den Kranken beobachtet und wird unruhig. "Schaut nur, was er für blaue Flecken kriegt — wenn der Doktor nit bald kommt — fürcht' ich, giebt's den Brand."

"O lieber Gott! döz wär ja gräßlich." Wiltraud faßt den Unglücklichen wie schützend in die Arme. "Du armer, armer Mann! Hat er g'wiß auch noch Frau und Kinder?"

"Freili! Vier Kinder und d' Frau!"

"Die arme Seel', der muß man gleich B'rucht geben."

"O mei —! Die erfahrt's no früha g'nuag —" sagen die Männer so abweisend, daß Wiltraud nichts mehr zu erwidern wagt.

"Bitte sehr um Entschuldigung, daß ich so lang habe warten lassen —" ertönt jetzt des Doktors laute Stimme. Er reicht Gemming die Hand und grüßt Wiltraud freundlich.

"So, so, Wiltraud — wieder einmal barmherzige Schwester? Aber wie kommen Sie denn zu der Einquartierung, he?"

"Sie sind halt 'rein, während i fort war — 's Haus hat offen g'standen!"

"So, so, ja, ja, die Ha — — — wollt' sagen die — ich hab' natürlich keine Ahnung, wer die Herren sind — die geniren sich nicht!" wirft er mit Humor hin und schickt sich an, den Verwundeten zu untersuchen. "Darf ich bitten — wir wollen das Bett von der Wand rücken! So!" er zieht sein Operationssetni heraus und legt den Kopf ab. "Da handelt sich's jedenfalls um eine Schußfraktur, — wollen sehen, wo die Kugel sitzt! Assistiren Sie, Wiltraud — wir kennen uns ja vom Vater her, den Sie so brav gepflegt haben. So, bitte, schligen Sie gleich das Hemd auf, den Ärmel entlang, und nehmen Sie den Nothverband weg." (Fortsetzung folgt.)

Don der Brüsseler Weltausstellung.

(Originalbericht des „Vorwärts“.)

Brüssel, den 23. April 1897.

Morgen, am Sonnabend, den 24. April, wird die Brüsseler Weltausstellung für das Publikum geöffnet werden. Natürlich ist sie, wie es bei Ausstellungen so üblich, nicht fertig, obwohl alle maßgebenden Persönlichkeiten bis zuletzt stets auf das eifrigste versichert hatten, daß die Ausstellung zum festgesetzten Zeitpunkte bis auf den letzten Hammerschlag fertig sein würde.

Zeit genug zur Vorbereitung haben die Leiter allerdings gehabt. Im Prinzip war die Ausstellung bereits im Jahre 1891 beschlossene Sache. In Regierungskreisen scheint man ihr jedoch in der ersten Zeit einige Schwierigkeiten bereitet zu haben, die wohl ihren Hauptgrund darin hatten, daß Antwerpen auf die nächste Ausstellung Anspruch machte, nachdem Brüssel im Jahre 1888 bereits seine Ausstellung gehabt hatte. Nichtsdestoweniger wurde nach langem Hin und Her am 18. Mai 1893 eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 1 Million Franks gegründet, die den Namen „Bruxelles-Exposition, société anonyme“ führte und nach ihrem Statut den Zweck verfolgte, möglichst bald in Brüssel eine Weltausstellung zu stande zu bringen. Die Gesellschaft beschloß deshalb, die Ausstellung im Frühjahr 1894 beginnen zu lassen und setzte sich zu diesem Zwecke von neuem mit der Regierung in Verbindung, um sich deren Unterstützung und Förderung für ihr Unternehmen zu sichern. Aber sie kamen zu spät. Die Antwerpener waren früher aufgestanden. Sie hatten, um sich von den Brüsselern nicht das Geschäft verderben zu lassen, in aller Heimlichkeit gleichfalls einen Ausstellungsplan ausgearbeitet und hatten sich als gute Kaufleute sofort der Zustimmung der Regierung versichert. Nun entbrannte ein böser Interessenkampf zwischen den beiden Großstädten des Landes. Selbstverständlich waren es rein private Interessen, um die man kämpfte, und alle die nationalen Phrasen und ähnlichen schönen Dinge, die dabei vorgebracht wurden, hatten natürlich weiter keinen Zweck, als das nackte Geldinteresse der Macher zu verdecken und wohlaufrichtig zu machen. Schließlich verfiel ein schlauer Kopf auf die Idee, eine Zwillingen-Ausstellung zu veranstalten und die Ausstellungen in Brüssel und Antwerpen gleichzeitig stattfinden zu lassen. Hiergegen legten aber die Antwerpener, die den Fremden erklärlicherweise allein das Fell über die Ohren ziehen wollten und die Gesellschaft von Brüssel bei dieser Thätigkeit durchaus entbehren konnten, ganz energisch Verwahrung ein, und da sie die formelle Zusage der Regierung hatten, mußten die Brüsseler schließlich mit schwerem Herzen zurücktreten. Natürlich mußte man jetzt einige Zeit verstreichen lassen, da sich nach jeder Ausstellung unter den Industriellen eine gewisse Ausstellungsmüdigkeit einstellt, die erst allmählig wieder überwunden wird, und so wurde denn das Jahr 1896 in Aussicht genommen.

Doch jetzt kam ein neues Moment hinzu, das die Vertagung der Ausstellung auf ein weiteres Jahr zur Folge hatte. Herr Leopold II., der klagefrohe König der Belgier, der bekanntlich mit seinem Privatfächer sehr bedeutend bei dem merkwürdigen Gebilde des unabhängigen KongoStaates interessiert ist und der diese verunglückte Spekulation gern seinen europäischen „Unterthanen“ aufhalsen möchte, für diesen Wunsch aber wenig Gegenliebe findet, hatte, da er so leichter zu seinem Ziele zu gelangen hoffte, den Plan gefaßt, seinen hochbeinigen Unterthanen und allen, die es sonst sehen wollten, recht deutlich vor Augen zu führen, ein wie vortreffliches und entwicklungsfähiges Land sein Privatkaat am Kongo wäre. Es sollte deshalb in dem königlichen Schlosse Terouieren eine Kolonialausstellung gemacht und daran anschließend ein ständiges Kolonialmuseum geschaffen werden. Das ließ sich aber vor dem Jahre 1897 nicht mehr machen, und da es wünschenswerth erschien, die Kongo-Ausstellung in den Rahmen einer Weltausstellung aufzunehmen, damit die Absicht nicht gar zu deutlich zu erkennen wäre, so wurde schließlich die Weltausstellung auf das Jahr 1897 vertagt, und jetzt schien ihr auch die königliche Gnadenfülle und die Regierung that nun ihr möglichstes, um ihr helfend und fördernd zur Seite zu stehen.

Und trotz dieser langen Zeit der Vorbereitung ist die Ausstellung nicht zum festgesetzten Tage fertig. Ja, sie ist so unfertig, daß man die offizielle Eröffnungsfeier mit obligaten Choralgesängen, Reden, Hochs (Hurrahs!) und militärischem Schaugepränge auf den 1. Mai und, wie man neuerdings hört, sogar auf den 9. Mai verschoben hat. Wenn man das schlechte Wetter dafür verantwortlich machen will, so dürfte man das kaum als genügende Entschuldigung gelten lassen.

Wie gesagt, ist die Ausstellung von einer Aktiengesellschaft unternommen worden, deren Geschäftsführung jedoch der Kontrolle der Regierung unterliegt. Selbstverständlich hoffen die Aktionäre, ein hübsches Geschäft zu machen und die Regierung unterstützt sie dabei natürlich kräftig. So konnte denn auch hier die übliche Ausstellungs-Lotterie nicht fehlen. Di. Spielleidenschaft wird eben überall als ein sehr ausbeutungsfähiges Feld betrachtet, und schließlich kann man es der Brüsseler Ausstellung nicht verdenken, wenn sie es nicht anders macht wie die anderen Ausstellungen. Der Hauptgewinn der Lotterie ist eine 26 Kilogramm schwere Gruppe aus massivem Golde, einen Elefanten darstellend, der einen Tiger zermalmt, und bei Beschreibung dieses Gewinnes macht die offizielle Ausstellungs-Zeitung die freundliche Bemerkung: „Es bleibt nur zu wünschen, daß Dame Fortuna dieses große Loos einem braven und ehrenhaften Arbeiter in den Schooß wirft.“ Hoffentlich gehen nun alle braven und ehrenhaften Arbeiter hin und kaufen sich Ausstellungsloose, damit sie eventuell in die Lage kommen, eine goldene Elefantengruppe auf ihren Nippstisch zu stellen.

Daß der König der Belgier Protektor der Ausstellung ist und einige ähnliche Dinge dürften unsere Leser wenig interessieren. Aber die Regierung hat auch unter den verschiedenartigen Titeln Gelder bewilligt, die der Ausstellung direkt oder indirekt zu gute kommen. Am bemerkenswerthesten ist hier wohl der Fonds von 300 000 Fr., der zu Preisen für die Lösung einer großen Reihe von Aufgaben, die von der Ausstellung gestellt worden sind, Verwendung finden soll. Es ist das die Verwirklichung in großen einer Idee, die von Herrn Sonzée, einem der Leiter der letzten Brüsseler Ausstellung im Jahre 1888 ausgesprochen und im kleinen auch verwirklicht worden ist. Das Ziel des Herrn Sonzée ist, „in jedem Lande durch kompetente und zu Kommissionen vereinigte Fachmänner der Wissenschaft und der Industrie eine permanente Enquete darüber anzustellen, welches für den Fortschritt der wissenschaftlichen und industriellen Produktion die wichtigsten Fragen sind, deren Lösung zunächst wünschenswerth erscheint. Die durch diese Enquete des Fortschritts festgestellten Desiderata sollen dann veröffentlicht und ihre Kenntniß möglichst in der ganzen Welt verbreitet werden; in bestimmten Zeiträumen sollen dann Wettbewerbe zur Ausschreibung gelangen, um die Erfinder anzuspornen und sie für ihre erfolgreichen Bemühungen sofort zu belohnen.“

Innerhalb aller Abtheilungen der Ausstellung sind nun Kommissionen gebildet worden, die mit fauerem Schwelbe eine ungeheure Anzahl von „Fragen“ zusammengetragen haben, deren Lösung ihnen zunächst wünschenswerth erscheint, und bei jeder Frage ist für die beste Lösung ein Preis ausgesetzt worden. Selbst für den Interessentent ist es schwer, sich durch die mehrere hundert Fragen, von denen fast jede noch nähere Erklärungen benötigt hat, hindurchzuwinden. Es ist hier entschieden des Guten zu viel gelhan und weniger wäre mehr gewesen, namentlich da infolge der riesigen Anzahl der Fragen die Preise für die Lösungen recht gering ausfallen mußten.

Nur einige Fragen aus der zweiten Sektion, soziales Leben, seien hier als Beispiele genannt. Für die beste Monographie über die Organisation und die Arbeitsbedingungen in der Groß-, Klein- und Hausindustrie und im Handwerk sind 1000 Fr. ausgesetzt. Mit 500 Fr. wird eine Erfindung belohnt, die die Unfälle infolge von Kettenbrüchen beseitigt. Ferner werden gewünscht: eine Vorrichtung, die das Zerquetschen der Finger bei Stampfmaschinen und Pressen unmöglich macht (Preis 300 Fr.); eine Vorrichtung, die die Arbeiter gegen die Unfälle beim Zerpringen der Wasserstandsanzeiger der Dampfmaschinen schützt (150 Fr.); ein Dampfgenerator, der sparsam arbeitet und bei dem jede Explosionsgefahr ausgeschlossen ist (1000 Fr.); ein vollkommen gefahrloser Dampfstempel (6 Preise à 850 Fr. für kleine, mittlere und große

Kessel); eine Arbeitsmethode, die es bei der Fabrikation von Bleiweiß nach dem deutschen Verfahren ermöglicht, das Produkt aus den Karbonatstammern herauszuschaffen, ohne daß die Arbeiter sich in dieselben hinein zu bewegen brauchen; eine vollkommen gefahrlose Beleuchtungsart in den Pulverfabriken (500 Fr.); eine vollkommen gefahrlose automatische Schwefelholzmühle (1000 Fr.); eine selbstthätige Vorrichtung zur Schließung der Eisenbahnsschranken, die den Wärter nicht zwingt, das Geleise zu betreten und die Sicherheit der Passanten und Fuhrwerke gewährleistet; eine Schuuvorrichtung, die das Quetschen der Hände beim Zuwerfen der Eisenbahn-Schüren verhindert; eine Vorrichtung, die das An- und Abkuppeln der Eisenbahn-Waggons gefahrlos macht (400 Fr.); eine populäre Abhandlung, die die Arbeiter eines speziellen Industriezweiges über die geeigneten Maßregeln zur Abwendung von Unfällen aufklärt (300 Fr.); der Plan einer städtischen Arbeiterwohnung, die solid gebaut und gesund sein muß und einen gewissen ästhetischen Charakter trägt bei Herstellungskosten, ohne Grund und Boden, von 1500 bis 4000 Fr. (1200 Fr.); ein praktisches Mittel, die Statistiken der verschiedenen Länder leicht vergleichbar zu machen (250 Fr.); eine kleine Abhandlung von höchstens 30 Seiten über die Gründung und die Organisation einer Raiffeisen'schen Darlehnskasse (100 Fr.) u. s. w. Die Zahl der Fragen der zweiten Sektion allein beträgt 75.

Den Besuchern der Brüsseler Weltausstellung werden natürlich außer der Ausstellung selbst noch alle möglichen sonstigen Genüsse versprochen, von Monarchenbesuchen herab bis zum Cancan berühmter Tingeltangeln. Unsere Leser werden jedoch mit uns einverstanden sein, wenn wir diese Seite der Ausstellung mit Stillschweigen übergehen. — X.

Sonntagsplauderei.

In einem Drama Tolstoj's giebt es ein erschütterndes Zwiegespräch zwischen einem alten Landarbeiter und einem Dorfkind. Der Alte ist ein Lebensphilosoph in seiner Art und er schildert dem Kinde die „Macht der Finsternis“, die unheilgebärende Macht der Unwissenheit und der Unkultur. Inzwischen begeht im Kellergewölbe der rohe Bauer eine Unthat, ein fürchterliches Beispiel zur Lehre des Alten. Die Macht der Finsternis hat den Bauer bezwungen.

Der Schmied Pietro Acciariti, dessen Name heute in aller Welt Munde ist, entkamt einer Gegend und einem Ort, in denen heute noch die volle Macht der Finsternis wirkt, in denen heute noch Aberglaube und Verbrechen innig mit einander verbunden sind. Italien, das herrliche, hat seinen Großmachtstraum bitter bezahlen müssen. Des Volkes Schultern sind wundgedrückt durch die Lasten und zur leiblichen Noth hat sich das geistige Elend gesellt. In weite Landstrecken dringt von modernem Geist, von moderner Schule kaum ein Hauch; und ein Stamm, von Natur reich beanlagt, verliummert in Dunkelheit. Pietro Acciariti's Heimath gehört zu den dunkelsten Landstrichen Italiens. Die Massenaruth, verweisselte Unwissenheit erhält dort noch den Brigantaggio, das Räuberwesen. Wie man einst in den bedrücktesten Theilen von Ungarn die Leute, die auf Raub ausgingen, im Volksmund „Arme Bursche“ nannte, wie um ihr Dasein sich eine romantische Legende spann, so ähnlich wird es noch in den Bergnestern Italiens gehalten, wo das Brigantenwesen, diese heftigste Anklage gegen Mißwirtschaft und Unvermögen der Regierenden, heute noch nicht erstorben ist.

Pietro Acciariti hat in dumpfer Verzweiflung dahingebrüht. Im Bann der Finsternis war er erwachsen; seine geistige Schulung reichte nicht so weit, als daß er im eigenen Jammer der Gemeinamkeit hätte gedenken können. An wen sollte er sich anschließen? An wem sich aufrichten? Er war wie ein einsam verhungertes Thier; und der einsam Verhungerte stürzte sich mit wahnwitzigen Instinkten in die verzweisselte Thorenthat.

Die Römer aber, die nach dem Attentat Acciariti's hingingen und in den Redaktionsräumen des sozialistischen Blattes „Avanti“ die Fenster einwarfen, haben sich wie die Kinder geberdet, die ebenfalls noch tief in der Finsternis stecken. Sie haben das Eine noch nicht begreifen gelernt, daß die internationale sozialistische Presse mit ihren Mahnrufen zum Zusammenschluß Aller, die sich bedrängt und geknechtet fühlen, mit ihren Anstrengungen, für die Bildungshungrigen zu schaffen und zu sorgen, eben die Macht der Finsternis am leidenschaftlichsten bekämpft, jene Macht, aus der die Unglückthaten der Einzelnen, der Vereinsamen emporenwachsen. Wer noch vorwärts zu schauen vermag, wen das Gemeinamkeitsgefühl erfüllt, wer sich dessen bewußt bleibt, ein Arbeiter zu sein für jene, die da kommen werden, der wird seiner ganzen Sinnesrichtung nach nicht auf den Weg der „Desperados“, der verzweisselten Eingänger, gedrängt werden.

Ist es nicht an sich auffällig, daß die Attentate der jüngsten Jahre von Leuten ausgingen, die keinerlei Gemeinschaft angingen, die nicht einmal dem Schreckgespenst der Bourgeoisie, dem Anarchismus fröhnten? Nicht einmal als Verschwörernaturen kann man die Italiener, wie Casati und jetzt Acciariti bezeichnen. Sie handeln wie blindgeregte Sonderlinge, auf eigene Faust. Keine Spur von Gemeinbewußtsein leitet sie; von einem Gemeinbewußtsein vielleicht, das selbst im ungeheuerlichen Irrthum hervorleuchten könnte. Sie gehören dem ungezügeltten Temperament; und kein Kultureinfluß hat auf dies Temperament bestimmend eingewirkt.

Noch ist Acciariti's Attentat auf den König Humbert politisch nicht ausgebeutet worden; aber schon schlägt entseffelte Thorenwuth

weit über alle Stränge. Acciariti's Schicksal ist besiegelt. Man sollte meinen, das müßte den monarchischesten Gemüthern Vergeltung genug sein. Aber die gewerbsmäßigen Ketter der Gesellschaft verlieren alle Besinnung oder sie heucheln übermäßige Loyalität. Sie können es nicht erwarten, bis die Gesellschaft am unseligen Acciariti Vergeltung übt, man müßte, meinen sie, solche Leute wie tolle Bestien behandeln. Das Schaffot also genügt nicht mehr, vielleicht ein Gassentreiben mit Knütteln und Spießruthen, bis die Nachdürftigen Bonne schlürfen in vollen Zügen. Auch aus der Finsternis entstammt solche Blut- und Foltergerie, die sich nicht zu begreifen bemüht, die von vornherein alles von sich abwehrt, was eine That erklären könnte.

Sie fühlen nicht, wie sehr sie selber den Grund untergraben, auf dem sie stehen, wenn sie das Bürgerthum zu immer blödsinnigerem Haß bewegen. Wenn alle Fähigkeit, Dinge unbefangenen zu prüfen, dahin ist, dann verdunkeln auch die lebhaft gereizten Klasseninstinkte das klare Rechtsbewußtsein; und überraschende Entscheidungen werden gefällt. Fast hätte man es nicht mehr erwartet, daß auch in einem nicht unbeträchtlichen Theil der bürgerlichen Presse der Prozeß Koschemann glosstet wird, wie es thatsächlich geschieht; daß doch Zweifel und Bedenken über den Ausgang des Prozesses, über die inneren Einflüsse, die auf den Klasseninstinkt der Geschworenen gewirkt haben mögen, sich auch in diesen Kreisen mehren. Wenn es nach den Rückwärtsstärkern ginge, hätten solche Zudungen im Bürgerthum längst schon aufgehört. Die forsche Schneidigkeit „wider die Kanaille“ hätte sie überwunden; sie, die mit allen „Sentimentalitäten“ gründlich aufräumt.

Manchmal wird die Macht der Finsternis für ein paar Augenblicke durch ein helles Gelächter verleuchtet. So war es in diesen Tagen ebenfalls, die sonst nur von Kriegs- und Blutgeruch erfüllt waren. Armer Teufel Bitru! Dir ist's auf Deinem Erdenwallen nicht gut ergangen. Eine ganze Literatur wurde über den Satan Bitru und den freimaurerischen Spuk, den er in den Menschentöpfen anrichtet, geschrieben. Wer ist Miß Vaughan, die über Bitru so interessante Aufklärungen giebt, war eine Verirrerin geworden. Gelehrte Theologen vertieften sich in die Daseinsmöglichkeiten Bitru's, hohe kirchliche Würdenträger traten dem Satansglauben durchaus nicht entgegen; die Geister überhitzten sich, und es war ergötzlich anzusehen, worauf man nur um Bitru's willen verfiel. Das alles am Ausgang des vielgepriesenen 19. Jahrhunderts. Und nun ist Bitru gar nicht gewesen; und nun entpuppt sich das graufame Spiel als Bert Lazi's, der halb Eulenspiegel, halb wüster Spekulant war. Ein moderner gaulischer Tagliastro kommt, und nach seiner Lothpfeife tanzen Kleriker und Laien. Ein Hexenspuk wird losgelassen und tausende von Gläubigen schwören auf ihn. Die Klaren Sinne werden wirr; müde Seelen, müde Zeiten! Als Herr Lazi kürzlich mit höhnischem Lachen volle Aufklärung über sein Treiben gab, da brach die Erbitterung unter einer Schaar von Betrogenen los. Man drohte dem lustigen Lazi mit Schirmen und Stöcken. Die Herrschaften hätten sich selbst prügeln sollen, prügeln für ihre Narrheit und ihren abergläubischen Wahy. Nicht jeder hat den offenen Muth, den der russische Würdenträger in Gogol's grimmiger Satire vom Kiewisor hat. Der Mann, der durch einen kleinen Schelm gebrandschatzt wurde, weil er gleichfalls seinen Nächsten zu brandschatzen gewöhnt war, hat sich selbst vor einer ganzen Gesellschaft geohrfeigt und in sich selbst den Typus Rußlands gezüchtigt.

Eine stille Erbeiterung in trüben Zeiten gewährt gegenwärtig auch der neu entbrannte Streit um das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Schloßfreiheit. Nun kommt das preussische Soldatenauge und prüft ängstlich und bemerkt allerlei Unkorrektes an dem Monument. Die guten Leute entdecken erst jetzt, daß Vegas nicht der Bildhauer „der Reiterhiesel“ sei. Vielleicht sitzt noch der oder jener Knopf an der Uniform des Reiters nicht richtig; und wie um alles in der Welt wird nur ein weiblicher Genieus mit einem galoppirenden Gaul Schritt halten können? Wozu braucht denn ein wackerer Reitermann überhaupt einen weiblichen Genieus? Oh, diese Korrekten! Wenn die einmal in künstlerischen Dingen zu fragen beginnen und ihren Wis leuchten lassen!

Wenn gegen das Denkmal von Vegas nichts weiter einzuwenden wäre, als was die Militaristisch-Aengstlichen auszusagen haben, dann könnte es ruhig ein Meisterwerk ersten Ranges genannt werden. Am Ende will doch ein Monument mit anderen Augen gemessen werden, als etwa ein Ketter beim Paradeerzieren angesehen wird. In dem kleinen äußerlichen Kram, an unwesentlichen Kleinigkeiten liegt es wirklich nicht. Im Kern steckt der Irrthum. In der großspurigen Theatralik liegt es. Ein posirendes Heldenthum ohne Innerlichkeit, ein bleibendes Schaustück ohne Kraft breitet sich aus. Koulfissenarchitektur umgiebt das ganze wie eine Altrappe. Künftige Beobachter werden vielleicht in dem Denkmal das Beispiel einer Epoche und einer herrschenden Gesellschaft erblicken, die über ihre Kraft hinaus frebte. Großthuerisch, nicht künstlerisch groß ist das Monument.

Alpha.

Maifestblätter.

Als erster erschien der „Wahre Jakob“, der seiner laufenden Nummer vom 18. April den Charakter eines Maifestblattes gab. Das Leigedicht „Der Zukunft goldene Tage“, stammt von Robert Seidel, in der Erzählung „Brunhilden's Erwachen“ wird der Volks-

glaube über die Vorgänge in der Walpurgisnacht und altdeutscher Götterglaube nicht ohne Geschick mit dem Ringen und Streben des Proletariats in Verbindung gebracht. Das Vollbild „Arbeiterfest“ bringt in realistischer Darstellung eine Nachtversammlung unter freiem Himmel zur Anschauung. Die 14seitige Nummer enthält weiter ein in Roten gefetztes Marschlied „Der Achtstundentag“, Bild und Biographie des jüngst verstorbenen Abgeordneten Schulze-Königsberg und eine von Naturwahrheit schreiende Stift-Skizze von Marcus, die als Illustration zu der im Hamburger Dialekt geschriebenen Szene „Blüth und Knaken“ (Kumpen und Knochen) dient.

Der „Süddeutsche Postillon“ giebt drei große Bilder, die auf den Mai; und die Maifeier bezug haben. Die Farbengebung erinnert etwas an Neu-Ruppin und die Umrißzeichnung liebäugelt in manchem mit der eigentümlichen Darstellungsweise der neueren Zeichner. Am so klarer und einheitlicher wirkt die Zeichnung: „Des Arbeitmannes Maibaum“ von Walter Crane. Ganz prächtig ist die kurze Satire: „Vaterland! Heimath! Herd!“

Das Festblatt der österreichischen Genossen verdankt seinen gesammelten Maibilderschmuck Walter Crane. Leider ist die Farbengebung der beiden Bilder etwas gar zu bunt ausgefallen, auch der Druck läßt zu wünschen übrig, so daß die Wiener Genossen gut thun würden, ein vertrauliches Wort mit ihrem Drucker zu sprechen. Mit schriftstellerischen Beiträgen sind Karl und Minna Kautsky vertreten. Der Festchrift liegt ein doppelseitiges Gedenkblatt bei: Die ersten sozialdemokratischen Abgeordneten im österreichischen Parlamente. Die Thätigkeit des früheren Abgeordneten Engelbert Bernerstorfer, dessen Bild ebenfalls gebracht wird, erfährt eine entsprechende Würdigung.

Und nun zum deutschen Maifestblatt. Wie immer ist es achtsseitig erschienen, und zwei Bilder bringt es wie immer. Die Titelzeichnung stammt von Marcus. Am Waldrand sieht ein Arbeiter in mittleren Jahren, der einen jauchenden kleinen Jungen hoch emporhält. Hinter den Beiden nahen die anderen Festgenossen durch den Hochwald her. Ueber den kleinen, bloßköpfigen Kerl und über die beiden jungen Leute, die dem Arbeiter folgen, könnte man verschiedenes reden; der Arbeiter selbst ist eine Prachtleistung. Das doppelseitige Hauptbild hat Peter Bauer in München gezeichnet. Die auf einem erhöhten Platz sitzende Freiheit reicht einer nach ihm mit gehenden Händen verlangenden Arbeiter-Gruppe das Geistesgeschwert. Die Darstellung dieses Vorganges bildet das eigentliche Bild. Um denselben herum werden in einer rahmenartigen Zielleiste die einzelnen Szenen einer Maifeier zur Anschauung gebracht. Der Zeichner hat sich also auf das Gebiet des Schriftstellers begeben, er hat statt eines Vorganges deren mehrere geschildert, Vorgänge, die nicht gleichzeitig, sondern hinter einander in die Erscheinung treten. Dadurch aber leidet die Einheitlichkeit des Ganzen. Als einzigen Entschuldigungsgrund mag der Künstler anführen, daß diese Darstellung eben heute Mode ist. Das zeigen z. B. auch die zum Kopf der „Neuen Welt“ neu hinzugelommenen beiden Zielleisten. Was die übrigen Qualitäten des Bildes betrifft, so erscheinen alle diejenigen Einzelheiten ganz ausgezeichnet, bei deren Darstellung sich der Künstler an die Wirklichkeit halten konnte. Seine Arbeiter sind wirkliche Arbeiter, die Köpfe von sprechender Lebenswahrheit. Wo es aber galt, den Gedankeninhalt, die Idee des Sozialismus, die Bestrebungen seiner Anhänger zu fassen, da versagte die Kraft. Die Allegorie mit der Freiheit und dem Geistesgeschwert, könnte für einen „Volkssbildungsverein“ passen, die Freiheit selbst erscheint in dem Bilde als hölzernes Gestelle. Sehr sauber aber und ansprechend ist die Ausführung. Der schriftstellerische Theil wurde diesmal von jüngeren Parteifedern besorgt. Er ist gut wie immer. Etwas lebhafter wohl als sonst, aber das kann man sich schon gefallen lassen. —

Kleines Feuilleton.

— Das Ende eines Philosophen. Um das Jahr 100 nach Christi lebte in Athen der Philosoph Demonax. Ueber seine letzten Lebensstage berichtet uns Lucian aus Samosata: Ohne je Einem durch Forderungen oder Bitten lästig gefallen zu sein, erreichte er, den Freunden nützlich und mit dem seltenen Glücke, nie einen Feind gehabt zu haben, frei von Krankheit und Schmerz, das Alter von beinahe hundert Jahren. Sowohl die Athener selbst, wie auch alle Hellenen liebten ihn so sehr, daß die leitenden Männer sich erhoben, wenn er vorbeiging, und daß alle ein ehrerbietiges Schweigen beobachteten. Als er schon sehr hoch bejahrt war, pflegte er in das erste beste Haus zu gehen, um zu essen und zu schlafen; und wenn das geschah, so glaubten die darin Wohnenden, daß ein Gott oder ein Schutzgeist ihnen erschienen sei. Ging er über den Markt, so saßen ihn die Brotfrauen am Arme und jede bat ihn, von ihr ein Brot zu nehmen, und diejenige, von der er sich eines geben ließ, hielt es für ein Glück. Sogar die Kinder brachten ihm Obst und nannten ihn Vater. Bei einem Anrufer, der einst in Athen stattfand, trat er in die Versammlung und bewirkte durch sein bloßes Erscheinen Stillschweigen. Als er sah, daß die Stimmung der Bürger sich bereits geändert hatte, erfernte er sich, ohne ein Wort zu sagen. Nachdem er aber die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er nicht mehr im Stande sei, sich selbst zu helfen, schied er, indem er sich jeglicher Speise enthielt, heiter und mit derselben Miene, die man stets an ihm wahrnahm,

aus dem Leben. Die Athener bestrafeten ihn mit großer Feierlichkeit auf Staatskosten, betrauereten ihn lange und erwiesen sogar der steinernen Bank, auf der er sich auszuruhen pflegte, wenn er müde war, eine Art göttlicher Verehrung: sie bekränzten sie zu Ehren des Mannes, weil sie glaubten, daß auch der Stein, auf dem er so häufig gesessen, etwas Heiliges geworden sei. —

Kunst.

In wenigen Tagen wird die diesjährige „große Kunstausstellung“ im Ausstellungspalast eröffnet. Sie wird diesmal einen mehr lokalen Charakter haben und vor Aufregungen und Ueberraschungen können wir ziemlich sicher sein.

In den Berliner Kunstsalen wird es inzwischen still. Nur bei Gurlitt hat ein junger Künstler namens Franz Staffen mit einem Zyklus „Der Tod“ einiges Aufsehen erregt. Freilich muß man von den lächerlichen Uebertreibungen absehen, die in Berlin bei den Entdeckungen der Vierteljahrgenies im Schwang sind, um den tastenden Phantasten Staffen gerecht zu würdigen. Ihm hat's der ungleich genialere Max Klinger angethan. Auch er ringt nach symbolischen Ideen; oft will aber sein Wollen höher hinaus, als sein Können. Manches verschwimmt, und die gelähmte Phantastie kommt der Gedankenwelt des Künstlers nicht gleich, so wenn er in Michel Angelo das gewaltige, einsame Schaffen, in Beethoven den erhabenen Künstler, der die Angst des Lebens und des Todes bewingt, symbolisiren will. Schärfer, bestimmter schon wird des Künstlers Absicht in Werken, wie Mammon auf goldenem Thron über einem Berg von Leichen, oder in der realistischen Studie „Alkohol“ ausgeprägt. Trotz aller Unklarheit und Gähnung ein Talent von unzweifelhaft künstlerischer Empfindung. Klarer als in den großgewollten und unzulänglich ausgeführten Studien „vom Tode“ wird das bei Beobachtung der Skizzen und Radierungen Staffen's. Hier geht von manchem Blatt reine, warme Wirkung aus, so von einer Studie, die den inneren Charakter des Künstlers sehr lebhaft beleuchtet: die Melancholie beugt sich über einen Künstler und küßt ihn tief und innig.

Von des Gedankens Blässe wenig angekränkt ist Kocholl's Kunst hingegen, wie sie bei Schulte in einer Sammelausstellung sich giebt. Kocholl, der frühere Offizier, ist Soldaten- und Schlachtenmaler. Er ist so klug, kein Schlachtengewimmel auf die Leinwand zaubern zu wollen; er hält sich an einen Ausschnitt, eine knappe Szene aus dem Krieg. Nicht seine Schrecken, den Soldaten-Glan in Krieg hebt er besonders hervor. Das macht ihn zum Lieblingsmaler des Offizierslasnos. —

Humoristisches.

— Kunstverständige. Auf einem großen Hamburger Personendampfer wickelte sich zwischen dem Kapitän, der sich eben verheiratet hatte, und einem seiner Offiziere folgendes Kunstverständige Gespräch ab: „Na, Kaptein, — Se hebb'n sid jo ol woll noch so'n Klimperkasten anschafft?“ — „Ja, so'n Ding hoirt der ja nu mal to!“ erwiderte der Kapitän. — „Röft man verdammt veel Geld!“ meinte der Offizier. — „Kann Ehr Fru denn spein?“ — „Ja woll, kann se!“ „Tot' is dod“ un August, sollst mal 'runterkommen' spelt se man so slant ränner!“ — „Süht de Kasten denn ot en Beten smud ut?“ fragte der Offizier weiter. — „Ja, sein, dat mutt 'n seggen! He is vun swart sein polirt Holt mit schön asdreichte Foit, dat en Staat för de ganze Suuw is, un wenn 'n den Deckel opsieht, so find door eerst de swarten un witten Dinger, op de 'rümmer fingereert würd un doräwer is so'n schoin vergold' Bild vun — — vun — — na, wo beet de Kirl noch?!“ — „vun den, de eegentli de ganze Musif erfunnen hett!“ — „Na, id weet all Weischeed!“ rief der Offizier — „Beethoven!“ — „Ja, dat stimmt! so heet de Kirl ol!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Bitterfeld riß ein dreijähriges Kind eine Schüssel mit kochendem Kartoffelwasser, die die Mutter auf den Tisch gestellt hatte, herab, und verbrannte sich derart, daß es starb. —

— Die Mutter Friedrich Nietzsche's ist in Naumburg a. S. gestorben. Sie blieb bis zu ihrem Tode die gläubige Pfarrersfrau und hatte wohl so gut wie kein Verständnis für die geistige Bedeutung ihres Sohnes. —

— In Messina erhängte sich am 20. April in seiner Werkstatt der 75 Jahre alte Lithograph Heinrich Bühring, ein geborner Berliner, der seit 30 Jahren in Italien lebte. Nahrungs-sorgen haben ihn in den Tod getrieben. —

— Am Sonnabend vor Ostern verfolgte in Budapest ein junger Mann ein Mädchen auf der Straße mit Anträgen. In seinem Eifer sah er nicht auf seine Umgebung, gerieth unter einen Motorwagen und wurde getödtet. —

— Der türkische Gesandte in Athen, Assim Bey, mußte, als er bei Ausbruch des Krieges abreisen wollte, von seiner Regierung ausgelöst werden. So viel Schulden hatte er. Man hatte ihm eine ganze Zeit kein Gehalt ausgezahlt. —

— Nach einem aus Havanna kommenden Telegramm der „Röln. Ztg.“ ist die nach New-York gehende Barke „Nellie-Erniet“ von dem amerikanischen Dampfer „Grande Duchesse“ angeannt worden und gesunken. Kapitän, Steuermann und vier Mann der Besatzung sind ertrunken. —